

Sarah Vecera

Wie ist Jesus weiß geworden?

Der Titel meines Buches weckt Neugierde – eigentlich ist allen klar, dass Jesus nicht so weiß war, wie er mehrheitlich dargestellt wird. Gleichzeitig haben sich die meisten Menschen noch nie Gedanken darüber gemacht, wie es eigentlich dazu kam.

Letztendlich ist der weiße Jesus die Spitze des Eisbergs dessen, wie Kolonialismus und Rassismus bis heute unbemerkt fortwirken in unseren Kirchen.

Der kolonisierte Jesus

Es gibt Menschen, die begründen den weißen Jesus damit, dass sie sagen: „Der sieht halt aus wie wir!“ Einerseits frage ich mich als Person of Color in einer pluralen Gesellschaft zunehmend, wie „wir“ denn aussehen. Andererseits dient diese Vermutung der Verschleierung einer kolonialen Karriere, die der weiße Jesus unmittelbar mit sich bringt. Der weiße Jesus hat sich nicht zufällig über Jahrhunderte aufrechterhalten, sondern hat schon lange eine machtvoll Dimension in sich, mit der wir uns viel zu wenig auseinandersetzen. Die südafrikanische Schriftstellerin und Spoken-Word-Künstlerin Koleka Putuma drückt es wie folgt aus: „Ihr habt Gott ein Geschlecht und eine Hautfarbe gegeben und damit das Konzept von Gott kolonialisiert!“

Jesus selbst hat eine koloniale Karriere hinter sich, weil er im Mittelalter weniger jüdisch aussehen sollte und in der Kolonialzeit unmöglich so aussehen konnte, wie die, die unterdrückt wurden. In Deutschland wurde Jesus in der NS-Zeit dann schlussendlich als Arier dargestellt. All das haften wir Jesus automatisch an, wenn wir ihn als Mitteleuropäer darstellen. Es ist eine zwangsläufige Machtdimension, die wir in den Blick nehmen müssen, um Rassismus zu entlarven. Historisch hat jemand, der vor 2000 Jahren in Betlehem geboren wurde und dessen Familie aus Nazareth kam, so ausgesehen, wie Menschen, die im heutigen Irak geboren werden. Wenn ich darüber spreche, kommen häufig Abwehrhaltungen, Ausnahmen werden aufgezählt und Entgegnungen folgen, aber mal

ehrllich: So haben wir uns Jesus von Nazareth nicht vorgestellt. Der Jesus, den auch ich vor Augen habe, wenn ich sie schließe, sieht aus wie ein linksliberaler Typ aus Berlin-Kreuzberg – fehlt eigentlich nur noch ein Jutebeutel um die Schulter und ein Mate-Tee in der Hand. Ganz sympathisch eigentlich, aber eben Phänotyp Mitteleuropäisch.

Eine Gegendarstellung des weißen Jesus schuf James Cone, Begründer der Black Theology in den USA. Cone sprach davon, dass Jesus in den Unterdrückten dieser Welt zu finden sei. Wenn ich darüber nachdenke, wer heute wohl damit gemeint ist, dann sicherlich Menschen, die unter den verheerenden Folgen des Rassismus, Sexismus, Antisemitismus, Ableismus, Queerfeindlichkeit und anderen Formen der Unterdrückung leiden. Jesus so darzustellen wäre vermutlich historisch auch nicht korrekt, aber theologisch heilsam und dient nicht dazu Macht auszuüben und verrät dadurch letztendlich auch nicht das, für das Jesus selbst stand.

Die weiße Kirche

Um im Bild des Eisbergs zu bleiben wabert natürlich der Großteil der verheerenden Folgen des Rassismus in unseren Kirchen unter der Wasseroberfläche. Es ist kein Zufall, dass unsere Kirche weiß dominiert ist. Sie wird ja auch fast ausschließlich von weißen Europäer*innen gestaltet, die meist die Perspektive all der Menschen of Color, die mir z.B. in der Innenstadt begegnen, nicht in den Blick nehmen können – oder ihre Perspektive als eine hilfsbedürftige oder exotische deuten und dadurch das alte gut gemeinte Narrativ „Schwarz sind die Armen – weiß sind die Helfenden“ aufrechterhalten.

Grada Kiomba schreibt in Plantation Memories:

„Wenn sie sprechen, ist es wissenschaftlich, wenn wir sprechen, ist es unwissenschaftlich.“
*Universell/spezifisch
 objektiv/subjektiv
 neutral/persönlich
 rational/emotional
 unparteiisch/parteilich*



Sarah Vecera
Wie ist Jesus weiß geworden?
 Mein Traum von einer Kirche ohne Rassismus
 200 Seiten, Paperback
 ISBN: 978-3-8436-1352-1
 Patmos-Verlag | 19 €

*sie haben Fakten, wir haben Meinungen
sie haben Wissen, wir haben Erfahrungen.“*

Das drückt vieles gut aus, was ich vor allem in der Ökumene unterschwellig wahrnehme. Und es verwundert mich nicht mehr, wenn ich feststelle, dass wir unsere Verstrickungen als Kirche im Kolonialismus und in der Entstehung des Rassenkonstrukts bis heute kaum aufgearbeitet haben und schlichtweg ignorieren.

Ihr habt Gott ein Geschlecht und eine Hautfarbe gegeben und damit das Konzept von Gott kolonialisiert!

Der europäische Standard

Der Begründer der modernen liberalen Theologie, Friedrich Schleiermacher, teilte die allgemeinen kolonialen Geisteshaltungen seiner Zeit und war geprägt von Immanuel Kant, der maßgeblich an der Entstehung des Rassekonstrukts beteiligt war. Unsere theologische Lehre ist gefärbt vom kolonialen und europäischen Überlegenheitsdenken. Das zeigt sich darin, dass Theolog*innen, die ihre Abschlüsse außerhalb Europas absolvierten als weniger wertig wahrgenommen und dadurch auch oft nicht anerkannt werden. In Bezug auf die Theologie könnte man Grada Kilomba daher noch ergänzen mit der Gegenüberstellung von Spiritualität und Theologischer Wissenschaft. Letzteres etablierte Schleiermacher ebenfalls und prägte damit die europäische Theologie als Standard. Alle anderen Perspektiven auf Theologie bezeichnen wir bis

heute als kontextuelle Theologien und sagen gleichzeitig unbemerkt dadurch, dass wir in Europa eigentlich keinen Kontext haben und die Norm darstellen, an der alle anderen sich messen sollten. Da passt dann auch der mitteleuropäische weiße Jesus wieder, weil wir letztendlich so tun als ob Jesus deutsch gewesen wäre und von hier aus eine Weltreligion gestaltet hätte. Anders kann man sich das alles ja kaum erklären – außer man zieht in Betracht, dass wir als Kirche kein Ort ohne Rassismus und damit von strukturellem Rassismus betroffen sind, den es gilt zu enttarnen und pro-aktiv zu bekämpfen.

Und dazu brauchen wir dringend unterschiedliche Perspektiven. Denn letztendlich gestalten wir Kirche aus einer weißen deutschen Mittelschichtsperspektive und diese eine Sichtweise ist so mächtig und allgegenwärtig, dass sie viel zu selten enttarnt und hinterfragt wird, weil alles andere als Abweichung dieser Norm gilt. Und damit werden wir in einer pluralen Gesellschaft mehr und mehr an Relevanz verlieren und weiter schrumpfen, denn 26 Prozent aller Erwachsenen und 41 Prozent aller Kinder unter sechs Jahren haben Migrationshintergrund und kommen schlichtweg nicht vor als Mitgestalter*innen unserer Kirche. Dazu müsste ich nicht mal rassismuskritisch sein, um zu merken, dass das allein betriebswirtschaftlich unlogisch ist.

Was sollte Kirche tun, dass Menschen mit internationalem Hintergrund sich in ihr zuhause fühlen können?

Irene Joel Matimbwi kommt aus Tansania und wohnt seit vier Jahren in Deutschland. Sie ist Referentin für Jugend und Ökumene im Kirchenkreis Soest Arnsberg und studiert Sozialwissenschaft in Bochum. Sie schreibt:

„Ich habe in meinem Aufenthalt in Deutschland Rassismus in vielerlei Hinsicht erlebt, auch von Seiten der Kirche. Eines Tages nach dem Gottesdienst, als ich mich zum Kaffee gesellte, wurde ich gefragt: ‚Es tut mir so leid für die lange Reise, die Sie machen mussten, sind Sie zu Fuß oder mit dem Boot gekommen? Denn ich weiß, dass die Flüchtlinge viel durchmachen‘.“

Einmal, auf dem Weg nach Hause, wurde ich von Leuten angepöbelt. Zwei alte Damen beschwerten sich, dass es zu viele Schwarze gäbe, so dass sie nicht einmal atmen könnten. Ich fragte, ob ich den Atem anhalte oder bei Ihnen zu Hause wohne? Sie begannen sich zu entschuldigen und sagten, sie wüssten nicht, dass ich Deutsch verstehe. Ich bin dann weggegangen.

Dann war da diese Frau, die sich sehr für die Kirche engagierte. Wann immer ich sie traf, reagierte sie nicht, auch nicht wenn ich sie anlächelte. Ich dachte, sie hätte Probleme mit dem Gehör. Eines Tages, als andere Leute bei mir waren, reagierte sie auf die anderen und schüttelte die Hände, aber nicht mit mir. Dann sagte sie, sie hätte Probleme mit people of colour. Das läge nicht an mir persönlich.



Und gleichzeitig merke ich, wie sehr die Erkenntnis, dass unterschiedliche Perspektiven immer mit am Tisch sitzen und gehört werden müssen, permanent ins Gedächtnis gerufen werden muss. In der Vereinten Evangelischen Mission machen wir tagtäglich im Prinzip genau das: Wir erinnern uns gegenseitig durch selbst auferlegte Regelungen und Quoten, dass alle am Prozess beteiligt und gehört werden müssen. Das ist nicht immer einfach, aber es schützt uns selbst davor nicht ständig in einen Eurozentrismus zurückzufallen. Denn selbst die VEM, die seit über 25 Jahren auf allen Ebenen internationalisiert und paritätisch aufgestellt ist, ist kein Ort ohne Rassismus und Unterdrückung. Wir verstehen uns daher nach all den Jahren immer noch als lernende Gemeinschaft. Und dieses gemeinsame Lernen ist heilsam für uns selbst, als Gemeinschaft von Christ*innen und auch für unsere Kirchen.

Ubuntu

Es erinnert mich an die afrikanische Ubuntu Philosophie. Bei Ubuntu handelt es sich um eine Lebensphilosophie aus den afrikanischen Subsahara-Ländern. Wortwörtlich könnte man Ubuntu mit „Menschlichkeit“ übersetzen, dabei würde aber einiges verloren gehen von der Idee dahinter. Deren sinnngemäße Übersetzung lautet: „Ich bin, weil wir sind.“ Desmond Tutu schreibt in seinem Buch „Keine Zukunft ohne Versöhnung“ folgendes dazu: „Ein Mensch mit Ubuntu ist offen und zugänglich für andere, fühlt sich durch andere bestätigt und nicht bedroht, sondern weiß um die Fähigkeiten und Güte anderer. Er oder sie besitzt eine ausgeprägte Selbstsicherheit, die von dem Wissen herrührt, dass er oder sie einem größeren Ganzen angehört.“ Es geht also mehr um ein ethisch verantwortliches Leben in Gemeinschaft als ums Individuum. Gerade in unserer individualisierten Gesellschaft ist es oft schwer das Gruppeninteresse vor das Eigeninteresse zu setzen. In der Interaktion miteinander finden wir auch mehr zu uns selbst und zu kollektivem Glück. „Ich bin Mensch, weil ich dazugehöre.“ sagt Tutu.

Eine Theologie, die von Ubuntu geprägt ist, könnte uns in eine anti-rassistische Richtung führen, wir könnten uns mehr verbinden, wegkommen von einer eurozentrischen Sichtweise und wir könnten vor allem von unseren Geschwistern Südafrikas lernen. Ubuntu spielt nämlich vor allem im südafrikanischen Versöhnungsprozess eine große Rolle.

Menschen haben erkannt, dass der Mensch nur durch die Existenz anderer leben kann. Wenn wir diese Grundhaltung erlangen, könnte das unser Miteinander in einer vielversprechenden Art und Weise inspirieren und uns miteinander verbinden.

Mit Ubuntu im Hinterkopf entscheidet man sich nämlich dafür, im Dialog zu bleiben. In Dialogen merke ich so oft, dass sich mein Gegenüber öffnet sobald ich mich öffne. Wir können so einander nah sein und viel mehr voneinander erkennen und lernen statt in harte Schlagabtausche zu kommen in Diskussionen. Diese Nähe erfahre ich auch in der weltweiten Ökumene und das sind ganz besondere Momente, die mich in einer besonderen Art und Weise berühren. Viele Philosophien und Religionen nähren sich nicht umsonst von der Vorstellung, dass das Verbindende zwischen uns Menschen immer stärker ist als das, was uns voneinander unterscheidet.

Durch Ubuntu haben wir keine Angst mehr vor den Fähigkeiten anderer, weil die Fähigkeiten anderer auch der Gemeinschaft dienen und damit auch mir. Laut Desmond Tutu kann das zu einem größeren Selbstbewusstsein führen, weil wir uns automatisch als Teil eines großen Ganzen verstehen. Es knüpft im Prinzip an die afroamerikanische Aktivistin und Professorin Audre Lord an, die von der radikalen Selbstfürsorge spricht und davon ausgeht, dass vieles an Kampf, Unterdrückung und Rassismus nicht mehr nötig wäre, wenn sich jede*r selbst genug geliebt und gesehen fühlen würde. Es sind Lebenshaltungen, die wir auch in der Bibel wiederfinden und die uns zeigen, dass Menschen, die unterdrückt werden, ihre Würde zurückgewinnen können.

In dieser Welt können wir nur zusammen überleben – wirklich frei können wir nur gemeinsam sein und so miteinander gegen ein System ankämpfen, das uns eigentlich voneinander trennen will. Daher ist es ratsam strukturellen Rassismus und eigentlich alle Unterdrückungssysteme nicht mit den gleichen Waffen zu bekämpfen, mit denen sie entstanden sind und sich dadurch bis heute aufrechterhalten. Wir sollten vielmehr mit dem dagegen angehen, wovon die Bibel voll ist: Liebe, Barmherzigkeit und Gnade. Das sind unsere ureigenen Grundpfeiler und genau daran sollten wir uns auch im Kampf gegen Rassismus orientieren.

Sarah Vecera

stellvertretende Leiterin der Abteilung Deutschland der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) und Bildungsreferentin mit dem Schwerpunkt „Rassismus und Kirche“.

Durch Ubuntu haben wir keine Angst mehr vor den Fähigkeiten anderer, weil die Fähigkeiten anderer auch der Gemeinschaft dienen und damit auch mir.